

BETTINA STORKS

DORA MAAR UND DIE ZWEI GESICHTER DER LIEBE

Picasso ist ihr Leben,
die Kunst ihre Leidenschaft

ROMAN

atb



BETTINA STORKS

DORA MAAR UND DIE ZWEI GESICHTER DER LIEBE

Picasso ist ihr Leben,
die Kunst ihre Leidenschaft

ROMAN

atb



Über das Buch

Dora und Pablo – eine leidenschaftliche Liebe, so besonders wie ihre Kunst.

Paris, 1936: Die erfolgreiche Fotografin Dora ist das Herz des surrealistischen Kreises um André Breton und Man Ray. Dann begegnet die exzentrische junge Frau Pablo Picasso – und zwischen den beiden entfaltet sich eine so leidenschaftliche wie abgründige Liebe. Doras düstere Sinnlichkeit prägt fortan die Malerei Picassos, auch inspiriert sie ihn zu seinen ersten politischen Werken, allen voran »Guernica«. Doch er kann neben sich keinen anderen Künstler gelten lassen, und ihre kreative Entwicklung stockt. Immer größer werden die Konflikte. Bis Picasso der jüngeren Françoise Gilot begegnet – und Dora zur Kunst zurückfinden muss, um ihre Liebe zu vergessen ...

Eine herzerreißende Liebe voll dunkler Abgründe zwischen zwei großen Künstlerpersönlichkeiten, von einer renommierten Autorin hervorragend recherchiert.

Über Bettina Storks

Bettina Storks, geboren 1960 bei Stuttgart, ist promovierte Literaturwissenschaftlerin und Autorin. Sie war viele Jahre als Redakteurin tätig, bevor sie ihr erstes Buch veröffentlichte. Sie lebt und arbeitet am Bodensee. In ihren Romanen vereint sie ihre Begeisterung für faszinierende Frauenfiguren, ihren Anspruch an gründliche historische Recherche und ihre Liebe zu Frankreich. Bei einer Reise in den Lubéron besuchte sie in Ménerbes das Haus Dora Maars und fing an, sich mit deren Leben und Werk zu beschäftigen. Was sie entdeckte, war sehr viel mehr als Picassos »weinende Frau« – sondern eine facettenreiche Künstlerin, emanzipiert, vielbegehrt und anerkannt in ihrem künstlerischen Vermächtnis.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

**Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>**

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir
jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Bettina Storks

Dora Maar und die zwei Gesichter der Liebe

*Picasso ist ihr Leben,
die Kunst ihre Leidenschaft*

Roman

 aufbau digital

Inhaltsübersicht

Informationen zum Buch Newsletter

Prolog (Buenos Aires, 1925)

Teil 1: Dora erobert Paris (1928-1936)

Kapitel 1 (Paris, 1928)

Kapitel 2 (Paris, 1929)

Kapitel 3 (Paris, 1932)

Kapitel 4 (Paris, 1933)

Kapitel 5 (Paris, 1935)

Kapitel 6

Kapitel 7 (Paris, 1935)

Kapitel 8

Kapitel 9 (Paris, 1936)

Teil 2: Eine unausweichliche Liebe - Dora und Pablo (1936-1940)

Kapitel 10

Kapitel 11 (Mougins, 1936)

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14 (Paris, 1937)

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17 (Mougins, 1937)

Kapitel 18

Kapitel 19 (Paris, 1938)

Kapitel 20

Kapitel 21 (Antibes an der Côte d’Azur, 1939)

Kapitel 22 (Paris, 1939)

Kapitel 23 (Royan, 1940)

Teil 3: Die Liebe am Abgrund (1940-1944)

Kapitel 24 (Paris, 1940)

Kapitel 25

Kapitel 26 (Paris, 1941)

Kapitel 27 (Paris, 1942)

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Teil 4: Freiheit und Fesseln - Vom Ende einer Liebe (1943-1945)

Kapitel 31 (Paris, 1943)

Kapitel 32 (Paris, 1944)

Kapitel 33

Kapitel 34 (Ménerbes, 1945)

Kapitel 35 (Ménerbes-Paris, 1945)

Teil 5: Neuanfang in Ménerbes (1952-1956)

Kapitel 36 (Ménerbes, 1952)

Kapitel 37

Kapitel 38

Kapitel 39

Kapitel 40 (Ménerbes, 1954)

Kapitel 41 (Argilliers, Château de Castille, 1954)

Kapitel 42 (Ménerbes, 1956)

Epilog (Paris, 2019)

Nachwort der Autorin

Liste der im Text erwähnten Kunstwerke

Literaturliste

Quellennachweise

Impressum

»Nicht dich habe ich verloren,
sondern die Welt.«

INGEBORG BACHMANN

Prolog

Buenos Aires, 1925

Henriette Theodora Markovitch lag in ihrem Mädchenbett und neigte den Kopf in Richtung Fenster. Hinter den Häusern der Stadt ging die Sonne auf.

Ein milchiges Licht schimmerte durch die Lamellen der Jalousien und spiegelte sich auf der gläsernen Schiebetür, die ihr Zimmer vom Rest der Wohnung trennte.

Mit blinzelnden Augen hob sie ihre Hand gegen den Strahl und betrachtete sie eingehend. Streifen aus Licht und Schatten tanzten auf ihrer Haut, und jede Bewegung ließ eine unvergleichlich einzigartige Figur entstehen. Wenn sie still hielt, erkannte sie die zarten Gefäße ihres Handrückens, das rosig schimmernde Nagelbett unter den transparenten Fingernägeln.

Sie war eine Zauberin.

Durch die Verglasung zur Wohnseite erinnerte sie ihr Mädchenzimmer in der Innenstadt von Buenos Aires an einen Käfig, in dem sie sich zuweilen ausgestellt fühlte wie ein exotisches Tier in einem Zoo. Ihre Eltern besaßen die Macht des uneingeschränkten Blicks auf sie. Eines Blicks, dem Theodora ihre geschlossenen Augen entgegensetzen konnte, ihr einzig möglicher Rückzug und das Tor in eine

Welt der Phantasie. Manchmal versteckte sie sich im Kleiderschrank, dann war sie unsichtbar.

Tata, wie sie ihren Vater zärtlich auf Kroatisch nannte, hatte ihr schon mit zwölf einen Fotoapparat geschenkt, ein wunderbares Medium, mit dem sie schnell umzugehen wusste. Ihre ersten Objekte waren Hafenarbeiter unten am Meer, ausfahrende Schiffe und Innenhöfe, die zuweilen überraschende Gärten mit hochgewachsenen Bäumen bargen.

Von Theodoras späteren Bildern mit den Frauen, die an staubigen Hauswänden lehnten und lächelten, durfte *Maman* niemals erfahren.

Ihr Vater nannte ihre Fotos kleine Kunstwerke, ihre Mutter hingegen runzelte nur die Stirn und wandte den Blick von ihnen ab. In ihrer Welt existierten keine Kontraste, wie ihre Tochter sie in ihren Motiven stets suchte. Mit dieser Art von Kunst hatte sie nie etwas anfangen können.

Der Vater indessen ermutigte Theodora stets, weiterzumachen, und erteilte ihr nach der Schule in seinem Architekturbüro regelmäßig Zeichenunterricht. Fortan bildeten Formen und Winkel, das Zusammenspiel von Licht und Schatten Theodoras Leidenschaft, zugleich schufen sie eine unsichtbare Verbindung zum Vater. So lernte sie früh, dass sich Licht zähmen ließ, ja einfangen, je nach der Perspektive, die man wählte.

Plötzlich vernahm Theodora Geräusche im Flur. Ein Murmeln. Schritte. Räuspern. Das Rascheln von Kleidung.

Aus einem Seitenwinkel schlich eine Gestalt in ihr Blickfeld. Sie schloss die Augen, spürte den Blick ihres Vaters auf sich ruhen.

Er stand stumm hinter der Glasscheibe. Sie verharrte und rührte sich nicht.

Bestimmt trug Josip Markovitch bereits seinen Hut, den Stock und die Aktentasche. Tagaus, tagein ging er in einem eleganten Anzug zur Arbeit. Sein dunkles, glänzendes Haar war mit Brillantine zurückgekämmt, der gepflegte Schnurrbart zurechtgestutzt.

Dora. Dorica. Dorita. Dorissima. Ihr Vater hatte viele melodische Namen für sie, alle waren sie voller Zärtlichkeit.

Theodora lauschte.

Als die Tür ins Schloss fiel, ertönte aus dem Nebenzimmer das schmerzverzerrte Stöhnen ihrer Mutter Julie. Wahrscheinlich beklagte *Maman* die Hitze der Nacht, die Ankunft eines weiteren verhängnisvollen Tages und ihre damit verbundene Migräne.

In Paris hatte Julie anscheinend nie Migräne gehabt.

Wussten denn die Eltern nicht, dass eine Glaswand zwei Seiten hatte? Eine für den Betrachter und eine für den Betrachteten.

Nichts war während der Jahre ihrer Kindheit in dieser Wohnung inmitten von Buenos Aires geheim geblieben. Weder die Streitereien zwischen *Maman* und *Tata*, Julies an Josip gerichtete Vorwürfe, ihre Zurückweisungen, ihre Härte. Noch das Quietschen des Betts aus dem elterlichen Schlafzimmer und die damit verbundenen wimmernden Töne der Mutter, die sich von jenen ihrer Migräneattacken kaum unterschieden. Gesprächsfetzen, bei denen es immer um dasselbe ging, gefolgt von *Tatas* Wutanfällen.

Geld. Buenos Aires. Paris. Gesellschaftlicher Aufstieg.

Offensichtlich war Josip der einzige Architekt in Buenos Aires, der nicht reich werden wollte.

Wenn er gut gelaunt war, nannte er Julie auf Kroatisch *šašavica*, was so viel wie *Kleine Verrückte* hieß. In einer anderen Bedeutung versteckte sich dahinter das Wort *Kuckuck*. Auf jeden Fall zeugte seine verbale Liebkosung von einer lebhaften Zuneigung. Oder war es der Hüte wegen, die Julie so gern trug und die sie sonntags nach der heiligen Messe in ein Jugendstilcafé in der Avenida de Mayo ausführte?

Auf *Mamans* Lieblingshut thronte ein zerbrechliches Vögelchen aus reinster Seide mit leicht geöffnetem Schnabel, bereit für den Abflug. Doch es war festgenäht. In Wahrheit war Julie Markovitch vom Wesen her so weit von einem Vogel entfernt wie Paris von Buenos Aires. Ihrer unnahbaren Schönheit fehlte alles Leichte, Unbeschwerte.

Zudem barg die Tatsache, in Buenos Aires eine Französin zu sein, einen unüberwindbaren gesellschaftlichen Widerspruch: Französinnen waren hier jene Frauen, die an Hauswänden lehnten und Männer anlachten. Die Französin, genannt *Francesa*, besaß etwas Anrühiges.

»Eine *Francesa* verdient unten am Hafen ihr Geld mit Prostitution«, hatte das Hausmädchen einmal hinter vorgehaltener Hand zu Julie gesagt, während sie das Staubtuch vor dem Fenster ausschüttelte. Entsetzt hatte Julie das Fenster geschlossen und Theodora, die neugierig zugehört hatte, durch die Tür geschoben. Dabei hatte *Maman* einen Blick aufgesetzt, als habe sie genau das schon immer geahnt.

Nach diesem Ereignis wurde Julie nicht müde, den Staub von Buenos Aires noch mehr zu hassen, die Hitze und den Lärm. Besonders jedoch verdammt sie den Tango, den hier bereits die Kinder erlernten. Für sie war die Stadt, in der sich Josip und Theodora heimisch fühlten, ein Ort der unsittlichen Annäherung, der schamlosen Blicke.

»Lach niemals einen Mann an, Theodora. Hier in Buenos Aires bist du sonst eine *Francesa*«, bläute Julie fortan ihrer Tochter tagtäglich ein.

Theodora begriff: An einer *Francesa* klebten die Hitze, der Staub und die Erregung des Tangos wie eine zweite Haut. Das Verbotene musste einen besonderen Reiz besitzen, wenn *Maman* sich so viel Mühe gab, die Sünde

erst gar nicht aufkommen zu lassen. Dass Theodora schon als kleines Mädchen diesen Widerspruch erfasst und in sich aufgesogen hatte, blieb ihr Geheimnis.

Aber in Buenos Aires war der Tango unvermeidbar.

An einem heißen Sommertag wurde Theodoras Schicksal besiegelt, nachdem die inzwischen Achtzehnjährige das erste Mal mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen nach Hause gekommen war und den Tanz der Tänze getanzt hatte.

Der Junge war in ihrem Alter gewesen, und es war nach dem Unterricht auf einem großen Platz nahe ihrer Schule geschehen. Plötzlich spielte ein Geigenduo auf einem Platz in der Nähe Tangomusik, sehnsuchtsvoll, melancholisch und verführerisch. Sofort bildeten sich Paare, die zu tanzen begannen. Erwachsene, Kinder und Jugendliche. Ein Junge, dessen Namen Dora nicht kannte, hatte sie mit schwarzen Augen angesehen, sie wortlos an die Hand genommen, an die Seite geführt und sich ihr gegenübergestellt.

Bis zu jenem Tag hatte Dora nur den distinguierten Salontango getanzt. Dann aber hatte der Junge sie nach wenigen Takten eng an sich gezogen. Sie hatte seine muskulösen Schenkel an ihren gespürt und sich mit geschlossenen Augen seinen Bewegungen hingeeben. Beim Schlussakkord waren die beiden auseinandergetreten und hatten sich verschämt zugenickt. In diesem Moment

begriff Dora, dass der Tango einer Kapitulation gleichkam. Der Tanz hatte einen Rausch ausgelöst, der ihren Körper irgendwie nach Hause trug. Sie schwebte über dem Boden. Was blieb, war die Erinnerung an den gemeinsamen Takt, das Feuer des Augenblicks.

Den Jungen hatte sie nie wiedergesehen.

Doch Julie hatte sie bereits beim Öffnen der Wohnungstür durchschaut: Ihr unschuldiges Mädchen war vom Tangofieber heimgesucht worden, einer hochansteckenden Krankheit, die den Unterleib junger Frauen befiel und jederzeit ausbrechen konnte.

Nur Paris und eine rigorose Entwurzelung, das machte Julie ihrem Ehemann nun hinter der Glasscheibe Nacht um Nacht klar, würden die Tochter heilen.

Theodora weinte sich jedes Mal, wenn sie Julies Klagelied hörte, in den Schlaf. Wie sehr würde sie ihre Freundinnen, die spanische Sprache, den Tanz der Tänze und die Melancholie von Buenos Aires vermissen!

Wenige Wochen später machten sich Mutter und Tochter über den Atlantik mit der *La Touraine* auf den Weg nach Le Havre und stiegen in den Zug nach Paris, das sie in den frühen Morgenstunden erreichten.

Julie hatte Josip keine Wahl gelassen: Einer von ihnen musste sich für Theodoras Zukunft opfern.

Josip, der zunächst in Argentinien zurückblieb, hatte nachgegeben, weil er auf die explosive Mischung aus dem

unbeugsamen Willen und der Anpassungsfähigkeit seiner Tochter vertraute.

Der allererste Eindruck, den Theodora von ihrer Geburtsstadt gewann, war der beißende Geruch nach Rauch und Ruß an der Gare de Lyon, der den Duft der exklusiven Parfüms vorbeieilender Damen überlagerte. Draußen an der großen Treppe, die hinab in die Stadt führte, blitzte die Sonne hinter den Wolken vor. Licht strömte über den Boulevard Diderot, und Paris erwachte in einem Farbenmeer aus Grün, Blau und Rot.

Teil 1

Dora erobert Paris (1928–1936)

Da stehe ich auf der Brücke und
bin wieder mitten in Paris,
in unserer aller Heimat.

Da fließt das Wasser, da liegst du,
und ich werfe mein Herz in den Fluss
und tauche in dich ein,
und liebe dich.

KURT TUCHOLSKY

Kapitel 1

Paris, 1928

Henriette Theodora Markovitch wartete auf einer harten Holzbank vor dem Büro des Kunstprofessors in den ehrwürdigen Hallen der *Académie des Beaux-Arts*. Nervös spielte sie mit den Ecken ihres Taschentuchs.

Ihre Bewerbungsmappe mit Skizzen und Bildern hatte sie bereits vor Wochen eingereicht.

Von Weitem hallten unter den großen Säulen die Schritte und Stimmen der Studenten, die um diese Zeit die Räumlichkeiten wechselten.

Sie strich mit den Fingern durch ihr schwarzes Haar, das sie neuerdings als Bubikopf mit einem kurzen Pony trug.

Einer der Studenten warf ihr im Vorbeigehen einen indiskreten Blick zu. Sie sah demonstrativ gelangweilt in seine Augen, bis er verlegen den Kopf senkte. Ihrer Ausstrahlung war sich Theodora bewusst: Die Frisur setzte ihre großen dunklen Augen und die ovale Gesichtsförm perfekt in Szene. Selbst in einer Stadt wie Paris würde sie als eine hübsche, junge Frau gelten, wenngleich auch als Exotin.

In ihrem ausdrucksstarken Gesicht spiegelten sich die gleichmäßigen Züge ihres Vaters. Ihr Körperbau war weit von der französischen Grazie ihrer Mutter entfernt.

Theodora war kräftig gebaut, mit runden Hüften und stämmigen, doch wohlgeformten Beinen, die mit hohen Absätzen perfekt zur Geltung kamen.

»Du hast den Körper einer Slawin«, pflegte Julie zu sagen, was in ihrer Welt gleichzusetzen war mit all den Eigenschaften, die sie in Josip verkörpert sah, dem in ihren Augen grobschlächtigen Slawen. Als Tochter aus den besten bürgerlichen Kreisen von Tours war Julie vor ihrer Ehe Geigerin gewesen – und hatte damit ein Instrument gewählt, das ihr zartbesaitetes Nervenkostüm in allen Nuancen widerspiegelte. Aber Dora wusste, dass Julie sich täuschte, denn das Wesen ihres Vaters war weitaus feiner und subtiler, als es sein Äußeres vermuten ließ. Auch Josip war sich dessen bewusst, und in stiller Übereinstimmung belächelten Vater und Tochter Julies Herabsetzungen.

Ein Geräusch direkt hinter ihr riss Theodora aus ihren Gedanken.

Schritte. Eine Tür ging auf. Neben ihr stand eine dunkel gekleidete Dame und blickte streng zu Theodora herab.

»Mademoiselle Markovitch?«

»Ja, die bin ich«, sagte Theodora mit ihrer tiefen, heiseren Stimme und stand auf.

»Folgen Sie mir bitte.«

Ohne eine Regung zu zeigen, drehte sich die Sekretärin um und lief zurück an ihren Schreibtisch, auf dem eine

überdimensional große Pappmappe lag. Theodora erkannte sie sofort. Es handelte sich um die ihre.

Die Sekretärin deutete auf einen leeren Stuhl gegenüber von einem Pult. »Nehmen Sie Platz, bitte. Monsieur Sage wird gleich mit Ihnen sprechen.«

Theodora warf einen Blick auf den Stuhl, richtete sich auf und blieb stehen.

Die Sekretärin runzelte die Stirn und verließ den Raum.

Nach einer Weile öffnete sich eine zweite Tür, die hinter einem Regal versteckt war. Ein mittelgroßer Mann mit einer Nickelbrille trat ein, nahm Platz und fuhr mit der flachen Hand über ein vor ihm liegendes Blatt Papier. Dann sah er mit strengem Blick zu Theodora und schüttelte den Kopf.

»Ihre Arbeit wurde rein zufällig geprüft, Mademoiselle, bis sich herausstellte, dass es sich um die Bewerbung einer Frau handelte. Ich muss Ihnen leider sagen, dass wir keine weiblichen Studentinnen aufnehmen. Wussten Sie denn nicht, dass eine Bewerbung an der Académie des Beaux-Arts als Frau sinnlos ist?«

Er schob die Mappe zu ihr herüber. Theodora spürte ihren Herzschlag. Eine Mischung aus Enttäuschung, Wut und Trotz stieg langsam in ihr auf, und sie starrte auf ein graues, widerspenstiges Haar, das an seinen Brauen hing. Ob es wohl dort gewachsen war?

»Das ist mir bekannt«, sagte sie schließlich beherrscht.
»Aber diese Tatsache muss doch nicht in Stein gemeißelt sein. Frauen leisten hervorragende künstlerische Arbeit. Wir sind eine ernstzunehmende Konkurrenz.«

»Wohl kaum«, schmunzelte er und machte dann ein entrüstetes Gesicht, als sei ihm die Impertinenz, Mann und Frau in der Kunst auf eine Stufe zu stellen, erst jetzt bewusst geworden.

Dora presste die Lippen aufeinander.

»Mademoiselle, wir befinden uns in der Metropole der europäischen Kunst. Paris ist eine Klasse für sich, ganz zu schweigen von unserer Einrichtung hier. Ich glaube nicht, dass ein Matisse, ein Braque oder ein Pablo Picasso Ihre Ansicht auch nur in Erwägung ziehen würde. Eine Frau mag die Muse eines Künstlers sein, aber sie kann ihm doch nicht den Pinsel aus der Hand nehmen. Ich bitte Sie!«

Dora musste angesichts des zweideutigen Bilds, das soeben vor ihren Augen entstand, lachen, beherrschte sich aber. Am liebsten hätte sie das quer gewachsene Haar aus seinen Brauen herausgerissen.

»Ich behaupte, dass wir Frauen die männliche Kunst bereichern, ihr mit unserem Werk unsere weibliche Sicht entgegensetzen. Und noch mehr – wir vermögen, ganz eigene Wege zu gehen«, sagte Theodora selbstbewusst.

Monsieur Sage räusperte sich.

»Es gibt andere Wege, Mademoiselle, da gebe ich Ihnen recht. Weibliche Wege. Hier in Paris existieren Schulen, die Ihresgleichen durchaus ausbilden. Es bleibt dabei: die Académie des Beaux-Arts ist eine Anstalt für angehende *männliche* Künstler, weltweit anerkannt. Rodin, Degas und Renoir waren unsere Absolventen. Wo kämen wir denn dahin, wenn wir ...« Er brach ab. »Ich wünsche Ihnen viel Glück.«

»Haben Sie schon von Camille Claudel gehört? Sie hat großartige Werke geschaffen«, platzte es aus Dora heraus.

»Ihr Beispiel hinkt, Mademoiselle. Mademoiselle Claudel war einst Rodins Muse, und was ist aus ihr geworden? In einer Irrenanstalt ist sie gelandet.«

»Weil sie seine Muse war – oder weil Rodin sie als Künstlerin nie ernst genommen hat?«, fragte Dora mit zusammengekniffenen Augen zurück. »Da muss man ja verrückt werden. Was blieb dieser armen Frau denn sonst als Ausweg als die Flucht in den Wahn?«

Monsieur Sage wischte mehrmals durch die Luft, als verscheuche er eine lästige Fliege, nahm dann den Bleistift in die Hand und widmete sich konzentriert seinen Unterlagen.

»Ich darf doch sehr bitten, Mademoiselle. Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Tag. *Au revoir.*«

Theodora riss die Zeichenmappe vom Tisch, atmete tief durch und rauschte grußlos aus dem Raum.

Sie rannte die breiten Treppen des sandsteinfarbenen Gebäudes hinab. Unten angekommen schnappte sie nach Luft.

Rodin. Degas. Renoir.

»Den Pinsel aus der Hand nehmen«, sagte sie laut und fing mitten auf dem Gehweg herzhafte an zu lachen. »Was würde nur ein Matisse dazu sagen? Oder ein Picasso?«, öffnete sie den Mann mit dem seltsamen Augenbrauenwuchs nach und hob mahnend ihren Zeigefinger in die Luft. »Was wäre mit den Herren, wenn wir ihnen den Pinsel aus der Hand nähmen?«

Einige Passanten drehten sich kopfschüttelnd nach ihr um. Sie reagierte mit einer übertriebenen höfischen Verneigung. Dann ging sie weiter.

Ihr Vater hatte sie gleich gewarnt.

»Du wirst eine Enttäuschung erleben, wenn du dich in den heiligen Hallen bewirbst, *Dorica*. Niemals, noch nie im Leben haben sie dort Frauen akzeptiert. Warum sollten sie ausgerechnet mit dir anfangen?«

Dorica. Doralein.

»Weil irgendjemand den Anfang machen muss und weil die Zeit reif ist«, hatte sie stolz erwidert.

Sie warf einen Blick auf ihre Uhr. Sicher wartete *Tata* bereits im *La Rotonde* auf sie. Den Treffpunkt hatte sie vorgeschlagen. Es galt im Moment als *das* Lokal der Kunstszene.

Im Quartier Latin herrschte der übliche Trubel. Menschen schlängelten sich durch die schmalen Gassen, einige blieben vor Kunstgalerien stehen und bewunderten die ausgestellten Werke. Theodora war nicht nach Kunst zumute. Sie lief, ohne nach links und rechts zu sehen, durch die Rue de Seine, überlegte an der Place de l'Odéon kurz, ob sie die Métro nehmen sollte, steuerte dann aber das Musée de Cluny an und erreichte den Jardin du Luxembourg. Sie lief immer schneller durch die gepflegten Grünanlagen, ließ Rodins Statue mit Stendhals in Bronze gegossenem Profil hinter sich, bis sie endlich auf die Rue Notre-Dame-des-Champs stieß und den Boulevard du Montparnasse erreichte.

Sie entdeckte ihren Vater hinter einer Fensterscheibe des La Rotonde an einem Tisch sitzend.

»Warum nimmst du nicht die Métro, *Dorica*«, sagte er zur Begrüßung, als sie schwer atmend vor ihm stand. Er erhob sich, zog einen Stuhl unter dem Tisch für sie hervor und küsste sie auf die Wange.

»Weil ich wütend bin, *Tata*. Ich laufe gern, wenn ich wütend bin.«

Sie streifte ihre Handschuhe ab, setzte sich und zündete, nachdem ihre Atmung sich beruhigt hatte, eine Zigarette mit ihrer Spitze an. Dann nahm sie einen kräftigen Zug und blies den Rauch aus. Konzentriert schloss sie die Augen.

War das wirklich gerade alles geschehen?

Stockend berichtete sie ihrem Vater, was sich soeben in der Académie zugetragen hatte.

»Ich habe dich gewarnt, *ma fille*«, sagte er und gab dem Kellner ein Zeichen.

Theodora bestellte heiße Schokolade mit einer *Tarte aux abricots*, der Vater einen weiteren Pernod. Er nahm die Zeichenmappe seiner Tochter, klappte sie auf und blätterte sie durch.

»Ich halte dich für sehr begabt. Was wirst du jetzt tun?«

Theodora seufzte und zuckte die Schultern.

»Du musst einen anderen Weg wählen, mein Kind. Du brauchst eine Ausbildung. Lehrer, die dich weiterbringen.«

Theodora lächelte ihren Vater geheimnisvoll an und nickte zustimmend. Fragend runzelte er die Stirn und bedeutete ihr, zu sprechen.

»Richtig! Es gibt noch andere namhafte Ausbildungsstätten hier in Paris.«

Ihr Vater stellte seinen Pernod zurück auf den Tisch und sah sie mit einer Mischung aus Bewunderung und Neugierde an.

»Ich habe mich an der *Union centrale des Arts décoratifs* beworben. Sie lehren Malerei und Fotografie.«

»Fotografie?«, fragte Josip entrüstet. »Warum ausgerechnet Fotografie? Wie wäre es mit einem bürgerlichen Beruf, *Dorica*? Als Architektin? Ich könnte dich mit namhaften Leuten zusammenbringen.«

Sie zuckte die Achseln und nahm einen großen Schluck ihrer Schokolade. Sofort stieg ihre Laune. Genüsslich leckte sie sich die Lippen.

Josip tippte nervös mit seinen Fingerspitzen auf den Tisch.

»Zu spät«, sagte sie, und der Triumph spiegelte sich in ihren Augen. »Ich wurde bereits angenommen. Ein bürgerlicher Beruf kommt nicht infrage, *Tata*. Niemals. Das wäre mir zutiefst zuwider.«

»Aber warum denn, um Himmels willen, ausgerechnet Fotografin?«

»Weil ich die anderen studieren und nicht selbst ein Studienobjekt sein möchte. Wer hat mir im Alter von zwölf eine Kamera geschenkt?«

Sie sah ihn herausfordernd an.

Josip rollte die Augen. »Dann werden die Leute sich über deine Fotografien auslassen, so oder so. Wer etwas schafft, über denjenigen können die Kritiker schreiben, was sie wollen.«

Dora kniff die Augen zusammen.

»Ich werde Erfolg haben! Malerei oder Fotografie. Es bleibt dabei«, sagte sie nach einer langen Pause.

»Entweder du unterstützt mich in meinem Vorhaben, oder ich kämpfe allein.«

Josip holte tief Luft. Um seine Augen zuckte es. So war es immer, kurz bevor er explodierte. *Maman* nannte seine

Wutausbrüche Anfälle. Anfälle, die sich in der Regel gegen Julie, niemals aber gegen Theodora richteten.

»Versteh doch, *Tata*. Ich möchte eine richtige Künstlerin werden«, sagte sie in bittendem Ton und legte ihre Hand auf seine.

Die Worte *Künstlerin* und *Tata* wie auch die Berührung ihrer Hand schienen Josip Markovitch unmittelbar zu besänftigen, und sogleich entspannten sich seine Gesichtszüge.

»Du bist genauso stur wie ich. Selbstverständlich stehe ich hinter dir, mein Kind. Ich warne dich nur vor den Folgen«, presste er hervor.

»Weißt du, bei wem ich schon bald Malunterricht erhalte?«, fragte sie, nahm genüsslich einen weiteren Zug von ihrer Spitze und lächelte Josip Markovitch herausfordernd an.

»Du wirst es mir sagen.«

»Bei dem Größten, *Tata*. Bei keinem Geringeren als André Lhote.«

Anerkennend hob Josip die Brauen und tippte sorgfältig seine Asche in den Aschenbecher. »Du erhältst Zeichenunterricht bei Monsieur Lhote?«

Theodora nickte.

»Das ist ja ganz wunderbar, *Dorica*. Wann?«

Josip atmete erleichtert durch.